

streifen, auf die Zwysig eingeht. So sei in Kürze noch auf einige weitere subjektiv ausgewählte Details hingewiesen: Auswärtige Missionare waren wesentlich beteiligt an der Schaffung einer rätoromanischen Schriftkultur (57-70); eine wichtige Rolle bei der Missionierung spielten die Bruderschaften mit ihren Privilegien (70-79); abweichende Handlungsweisen konnten als Häresie oder Hexerei bezeichnet werden (116-122); die Autonomie der Pfarrgemeinden konnte durch die Berufung von Missionaren gestärkt werden (134-146); die Verehrung des Paters Fidelis von Sigmaringen, des Protomärtyrers der Propaganda Fide, wurde in den Drei Bünden nie recht populär (288-292).

Die kurzen Zusammenfassungen am Ende der Kapitel sowie die Einführungen zu Beginn eines neuen Kapitels tragen viel zur Leserfreundlichkeit bei. Bei der Studie handelt es sich um die leicht überarbeitete Fassung der Dissertation, die 2016 bei Prof. Christian Windler, Universität Bern, eingereicht wurde. Eine Art Zwischenbilanz hatte der Autor in der *Helvetia Franciscana* 43 (2014), 81-113, unter dem Titel «Zwischen Pfarreseelsorge und Gesandtendienst; Kapuzinermisionare in den Drei Bünden als Akteure der Katholischen Reform (1621-1661)» veröffentlicht.

Dem Verfasser - von dem übrigens auch der Großteil der sehr gut ausgewählten Abbildungen stammt - ist zum gewichtigen Band sehr zu gratulieren!

Johann Brülisauer

*Laurentius von Schnüffis, PHILOTHEUS. Übertragung und Nachwort von Ruth Gstach. Feldkirch, Rheticus/Hecht, 2018 (Schriftenreihe der Rheticus-Gesellschaft 76), 260 S., ill.*

Ruth Gstach legt eine moderne Neuausgabe des Kapuzinerautors vor, die sich optisch wie inhaltlich als Juwel erweist.

Die in dessen Heimatdorf Schnüffis wohnhafte Germanistin gilt als beste Kennerin des Johannes Martin (1633-1702), der im Sommer 1665 in die Schweizer Kapuzinerprovinz eintrat und sich fortan Laurentius nannte. Die Vorarlberger Germanistin hat 1972 an der Universität Innsbruck über «*Quellen und Werk des Barockdichters*» promoviert und sich seinem Erstlingswerk angenommen: der Tragikomödie «*Die Liebes Verzweiflung*», die der Komödiant 22-jährig dichtete. Als Hirtenjunge früh verwaist und vom Dorfpfarrer den ersten Feldkircher Jesuiten anvertraut, floh der 16-jährige aus der Schule und schloss sich fahrenden Künstlern an. Sechs Jahre Wanderleben führten ihn über Basel bis Strassburg und Köln und von da nach Wien. Danach blieb der Vorarlberger Schauspieler und Sänger vier Jahre am Hof seines neuen Schutzherrn, des Innsbrucker Erzherzogs Sigismund Ferdinand. Eine schwere Erkrankung ließ ihn 1662 in seine Stammheimat zurückkehren. 1663 in Konstanz zum Priester geweiht, wirkte er zwei Jahre als Hofkaplan im heimatlichen Hohenems. In dieser Zeit entstand der «*Philoteus*», nach dessen Erscheinen der Dichter ins Zuger Noviziat der Schweizer Kapuziner wechselte und die Schreibfeder für 17 Jahre welegte. Mit der Teilung der großen Schweizer Kapuzinerprovinz wechselte der Vorarlberger in die neue vorderösterreichische Provinz und blieb - für ein Predigerleben im franziskanischen Reformorden ungewöhnlich - ab 1668 bis zu seinem Tod 1702 im Kloster vor den Toren der Bischofsstadt Konstanz ansässig.

Ruth Gstach widmete sich nach ihrer Promotion wiederholt dem Barockdichter ihres Wohnortes: 1978 mit einer Studie über Laurentius als möglichen «ersten deutschen Bearbeiter des Shakespearschen Hamlet-Stoffes», 1983 mit einem pädagogischen Beitrag, dem 2003 eine umfangreiche Monografie über Leben und Werk des Dichters folgte, und 2008 mit einem Band über die Franziskus-Vermittlung des Kapuziners.

Zehn Jahre später folgt eine Textausgabe der *«Liebesverzweiflung»* mit eingehenden Untersuchungen zum Werk und zu den deutschen Wanderbühnendramen des 17. Jahrhunderts. Kurz darauf legt die inzwischen 83-jährige Laurentius-Forscherin das vorliegende Werk vor. Es bildet im Hauptteil die originale Philotheus-Ausgabe von 1665 ab, die im Benediktinerkloster Einsiedeln in hervorragenden Zustand aufbewahrt ist. Der barocke Text wird in Seitenspalten versgretreu, jedoch in einer leicht modernisierten Schreibweise transkribiert. 387 Fußnoten deuten mythologische Anspielungen, erklären lateinische, altdeutsche, barocke und alemannische Begriffe, liefern geografische und technische Erklärungen sowie biografische Angaben zu genannten Personen, erklären Symbole und Farben und weisen benutzte biblische und klassische Quellen nach (3-211). Die sechs Lieder im Anhang werden anschließend auch in moderner Notation wiedergegeben (212-219).

Das romanhafte Werk entstand in der Übergangszeit zwischen dem Leben an den Höfen von Innsbruck und Hohenems und dem Eintritt in den Kapuzinerorden. Es spiegelt an dieser Lebenswende rückblickend eigene biografische Erfahrungen als Sänger, Tänzer und Dichter. Dabei werden in barocker Verkleidung die persönliche Auseinandersetzung mit der Welt und ihrer gesellschaftlichen Realität, mit Gott und menschlichen Beziehungen, mit Krankheit und Enttäuschungen, mit Nahtodvisionen und Einsamkeit nachvollziehbar. Die Anmerkungen und anschließenden Lesehilfen der Forscherin erleichtern den Zugang zur barocken Denk- und Ausdrucksform, mit welcher der Dichter seine Krise und Sehnsucht im radikalen Umbruch seiner Laufbahn reflektiert. Nach beinahe zwei literarisch schweigsamen Jahrzehnten folgen lyrische Werke spirituellen Inhalts: das *«Mirantische Flötlein»* (1682), die *«Mirantische Wald-Schallmey»* (1688), die *«Mirantische Mayen-Pfeiff»* (1692), die *«Miranti-*

*sche Maul-Trummel»* (1695) und schließlich der *«Vil-färbige Himmels-Tulipan»* als Gebetbuch (1699). Post mortem folgt 1703 als letztes Werk des Vorarlberger Barockdichters *«Lusus mirabiles orbis ludentis. Mirantische Wunder-Spiel der Welt»*. Mirant stellt die Buchstaben des Familiennamens Martin, den er mit dem Ordenseintritt aufgab, zum lateinischen Künstlernamen um, der seine *«wunderliche Berufung in den Ordensstand»* festhält.

Einer Chronologie mit den Lebensdaten des Dichters (220) folgen kurze inhaltliche Darlegungen zum Werk: zu seinen *«Traumgesichten»*, seiner Religion und Spiritualität, zum Weiblichen, zu *«Welt und Hofes Pracht»* sowie zur Ausstattung und Entwicklung des Werks, das zunächst 1665 als *«Philotheus»* und 1689 verändert als *«Mirant»* erschien (221-253). Eine Bibliographie schließt den ästhetisch schön gestalteten Band an (254-260).

Niklaus Kuster OFMCap

*Esther Vorburger-Bossart: Ordensschwester in der Ostschweiz im 20. Jahrhundert. Zürich, Theologischer Verlag, 2018, 471 S., Quellen- u. Lit.-Verz., Verz. Niederlassungen, ill.*

Das Buch von Dr. phil. Esther Vorburger, Mitarbeiterin an der Theologischen Fakultät der Universität Luzern, ist im Rahmen einer vom Nationalfonds unterstützten interkonfessionellen Studie erschienen. Während sie sich mit den katholischen Frauengemeinschaften befasst, wendet sich Regula Schär im gleichzeitig erschienenen Band den Diakonissen zu. Zunächst umreißt Vorburger den großen Aufschwung katholischer Kommunitäten im 19. Jahrhundert mit Neugründungen von Kongregationen und der Umorientierung von kontemplativen Klöstern hin zur Gemeinnützigkeit vor dem damaligen politischen und historischen Hintergrund. Dabei bezeichnet sie insbesondere das